



Der Christenbote

♦ ♦ ♦ Monatsblatt ♦ ♦ ♦

für die deutschen evangelischen Gemeinden in Santa Catharina
und in Mittelbrasilien.

Herausgegeben von der Evangelischen Pastoralkonferenz von Santa Catharina und der Synode Mittelbrasilien.

19 Jahrgang.

Blumenau im Januar 1926

Nr. 1.

Zum neuen Jahr den alten Vater,
Des starker Arm die Welten hält;
Er hat sein Volk seit grauen Tagen
Auf Adlersflügeln treu getragen,
Ihm sei die Zukunft heimgestellt.

Zum neuen Jahr den alten Vater,
Des starker Arm die Welten hält!

Zum neuen Jahr die alten Sorgen,
Noch sind wir nicht im Jubeljahr!
Noch wallen wir auf Pilgerwegen
Berg' auf und ab in Sonn' und Regen,
Noch gilt's zu kämpfen immerdar:

Zum neuen Jahr die alten Sorgen,
Noch sind wir nicht im Jubeljahr!

Zum neuen Jahr ein neues Hoffen,
Noch immer wird die Erde grün!
Auch dieses Jahr bringt Tadel wieder,
Auch dieses Jahr bringt Rosen wieder,
Auch dieses Jahr läßt Freuden blühen;
Zum neuen Jahr ein neues Hoffen,
Noch immer wird die Erde grün!

Zum neuen Jahr den alten Glauben,
In diesem Zeichen siegen wir;
Glück zu, mein Volk, auf allen Bahnen,
Entrolle kühn der Zukunft Fahnen,
Doch Christus bleib' das Reichspanier;
Zum neuen Jahr den alten Glauben,
In diesem Zeichen siegen wir!

Zum neuen Jahr ein frisches Herze,
Ein frisches Blatt im Lebensbuch!
Die alte Schuld sei ausgestrichen,
Der alte Zwist sei ausgeglichen,
Und ausgegilt der alte Fluch!
Zum neuen Jahr ein frisches Herze,
Ein frisches Blatt im Lebensbuch!

A. Gerod.

Neujahrsgedanken.

Hebräer 13, 10: „Jesus Christus gestern und heute, und derselbe auch in Ewigkeit“.

Es ist immer eine bedeutungsvolle Stunde, wenn ein Jahr zu Ende geht und ein neues beginnt. Menschen, die mit ernster Betrachtung ihr Leben führen, werden dann tief ergriffen, weil ihnen über dem Strom der Zeit das andere Ufer entgegen leuchtet — die Ewigkeit. Aber auch der, der es nicht so genau nimmt mit dem Leben und dem Inhalt seiner Jahre, hält doch einen Augenblick inne, wenn ein neues Blatt des Kalenders mit einer höheren Jahreszahl ihm entgegen blüht. Beide sehen in ihrem Sinne die Frage über den neuen Zeitabschnitt:

Was wird das neue Jahr uns geben, was wird es uns nehmen? Und unwillkürlich drängen sich vor unser Auge noch einmal die Bilder des vergangenen Jahres und ziehen in bunter Reihenfolge an uns vorüber. Da gibt es Tage, deren Inhalt unserm Gedächtnis entschwinden ist, und wiederum gibt es Tage, die wir nicht vergessen können, die sich in unserer Seele festgeklemmt haben, weil ein besonderes Erlebnis uns damals ergriff. So sind auch verschieden die Stimmungen, die das alte Jahr bei uns auslöst. Dem einen hat es Freude und Gewinn gebracht, dem andern Verlust und Kummer. Mancher hat in diesem Jahre seinen Hausstand begründet und blickt getrost in die Zukunft, ein anderer steht am Grabe seines Glückes und klagt: Allein, vereinsamt, das Glück zerbrochen. Jener, der krank war, rühmt dankbar: Bis hierher hat mich Gott gebracht durch seine große Güte. Mancher steht gleichgültig, wohl gar mit Murren an der Jahreswende. Aber nun ist das alte Jahr vorüber, es ist durchlebt und die Zeit ist unsern Händen entglitten. Alles fliehet, hat einmal ein alter Philosoph als höchste Weisheit ausgesprochen. Auch das alte Jahr ist an uns vorübergefloßen, bald lind und leise, bald bewegt und brausend; und nun stehen wir am Strome der Zeit und blicken in seine Fluten und sehen wie es auf uns zukommt, mit seinen Wellen und Räumen, mit seinem schäumenden Gisch und mit seinem fröhlichen Geplätscher — das neue Jahr. Alles fliehet, das neue Jahr kommt und wird manchen unbarmherzig auf seinen bewegten Wellen herumwerfen und manchen in seinen Fluten begraben. Alles fliehet, und in diesem Fließen und Treiben sehen wir uns um nach einem unwandelbaren Grunde und nach einem sicheren Anker, der nicht weicht und nicht bricht, der uns seinen sicheren Halt gibt in Sturm und Wellen, in Not und Tod. Alles fliehet, aber Jesus Christus ist heute und gestern, und derselbe auch in Ewigkeit. Er ist der Nordstern, nach dem sich unsere Lebensfahrt richten soll, er ist zugleich unser Kompaß, der uns sicher zum andern Ufer bringt, über den Strom der Zeit zur Ewigkeit. Darum wollen wir an der Jahreswende seine Hand erfassen und mit ihm getrost hinein gehen in das neue Jahr. Vertrauensvoll wollen wir Gegenwart und Zukunft ihm anvertrauen und sprechen: In Jesu Namen. Auch das neue Jahr wird uns Arbeit und Sorgen bringen, aber Jesus gibt uns Kraft und Mut. Auch das neue Jahr wird seine Enttäuschungen und Trübsalen haben, aber Jesus gibt uns Trost und Hoffnung. Auch das neue Jahr wird uns in Irrungen, Unruhe und Schuld stürzen, aber Jesus bleibt der Weg, und die Wahrheit, er bleibt unser Friede, er bleibt unser Heiland. Und darum: Nimm Christus in dein Lebensschiff mit selbigem Vertrauen. Stoß' ab vom Land, und laß vor Riff und Klippe dir nicht grauen. Alles fliehet, auch das angefangene Jahr wird dahinfließen. Zeit, Glück und Unglück vergeht, er bleibt. Er bleibt Jesus Christus, gestern und heute, und derselbe auch in Ewigkeit.

Kulturaufgaben der Kirche.

Von P. Richter, Santa Theresia.

Sind die Kulturaufgaben nicht eigentlich Sache des Staates und nicht der Kirche? Hat die Kirche nicht vielmehr ihre Aufgabe einzig und allein darin zu sehen, daß sie auf Erden das Reich Gottes verkündigt und die Menschen zur Seligkeit führt?

Zu dieser Fragestellung liegt ohne Zweifel eine gewisse Berechtigung vor. Das Reich Gottes ist nicht von dieser Welt und wird auch niemals in dieser Welt heimisch werden. Wir können versuchen, das Staats- und Gemeindeleben, das politische und das Privatleben so vollkommen auszugestalten, wie es uns ja erstrebenswert erscheint, wir werden dadurch doch nicht den Himmel auf Erden bekommen. Denn die Welt ist böse, und die Welt bleibt böse. Das ist nicht nur die Lebensanschauung des Pessimisten und Schwarzsehers, sondern tief begründete biblische Erkenntnis, daß der Lauf aller irdischen Dinge immer wieder recht gibt.

Dazu kommt noch ein anderer Grund, der die Christen und die christlichen Kirchen abhalten könnte, Kulturaufgaben in Angriff zu nehmen. Jesus, unser Vorbild in allen Lebensfragen, hat sich niemals mit Kulturaufgaben befaßt. Er hat den Menschen das Reich Gottes verkündigt. Er hat auch für eine Weile den hellen Glanz des Reiches Gottes unmittelbar in das Dunkel dieser Welt hineinleuchten lassen. Er hat sich endlich paar Menschen auserwählt, die er zu Herolden seines himmlischen Königreichs bestimmte. Aber christliche Kultur hat er auf Erden nicht zu schaffen gesucht.

Indes, lechlich sind diese beiden Gründe, die gegen die Kulturarbeit zu sprechen scheinen, doch nicht stichhaltig. Ohne Frage ist es richtig, daß die Kirche ihre erste und wichtigste Aufgabe darin sehen muß, das Reich Gottes zu verkündigen und den Menschen zur Seligkeit zu führen. Aber das ist nicht ihre einzige Aufgabe; sondern sie soll und muß noch darüber hinaus Wohltäterin der Menschheit sein. Die Liebe treibt sie einfach dazu, Kulturaufgaben zu erfüllen, um auch durch die Kultur, die sie schafft, den Menschen zu dienen. Darum wird die Kirche aus Liebe zu den Menschen notwendig zu einer Kulturschöpferin.

Die Kulturarbeit der Kirche vollzieht sich also ganz im Geiste Jesu, der uns geboten hat, Liebe zu üben. Daß Jesus selber Kulturaufgaben nicht in Angriff genommen und sie auch nicht ausdrücklich befohlen hat, steht damit nicht im Widerspruch. Denn Jesus hat kein fertiges Programm hinterlassen, und er wollte auch kein fertiges Programm hinterlassen. Denn es entspricht seinem Geiste, daß seine Gläubigen selber freie und selbständig schaffende Persönlichkeiten sind, die nur Herzen der Liebe in sich tragen müssen und Augen, die sehen, wo Aufgaben vor ihnen stehen.

Tatsächlich hat die Kirche immer Kulturarbeit getrieben. Alle Kultur des Abendlandes ist entweder von der Kirche selbst geschaffen oder doch zum mindesten, auch wenn sie heidnischen Ursprungs ist, von der Kirche der Mit- und Nachwelt vermittelt worden. Es ist gar nicht auszu denken, auf wie niedriger Stufe noch heute die Völker Europas und der Neuen Welt ständen, wenn die Kirchen auf alle Kulturaufgaben verzichtet hätte.

Im Mittelalter waren vornehmlich die Klöster die Pflegestätten jeglicher Kultur. Sie sahen sich bald vor die Aufgabe gestellt, Schulen zu begründen, damit die ihnen anbefohlenen Christen die nötigsten Unterweisung in den Lehren des christlichen Glaubens erhalten konnten. Diese Schulen gestalteten sich von selber auch zu Lese- und Schreibstuben aus, da kein Unterricht die Kunst des Lesens und Schreibens völlig entbehren kann. Dazu kamen bald Lateinschulen und Hochschulen zur Pflege der Wissenschaft. Sie waren zunächst ausnahmslos Schöpfungen der Kirche. Ihre Lehrstühle wurden bis in das späte Mittelalter hinein zum großen Teile von den Klöstern aus besetzt. Wie die Wissenschaft so hat auch die Kunst ihre Pflegestätte vornehmlich in den Klöstern gehabt. Die Kirche hat diese Arbeit geleistet, weil keine andere Stelle sie leisten konnte. Sie war am Anfang die einzige Trägerin der Bildung. So beobachten wir schon hier, was auch bei aller späteren Kulturarbeit der Kirche immer wieder hervortritt: die Kirche springt ein, wo der Staat und die sonstige Öffentlichkeit versagt. Sie kann es nicht mitansehen, daß die Menschheit in Dummheit und Elend verkommt. Sie muß herbeieilen und helfen, weil die Liebe und ihr Gewissen sie dazu antreibt. Sie

kann auch die ihr anvertrauten Schätze des Geistes nicht verkümmern lassen. Sie muß damit wuchern wie mit einem kostbaren Pfande, über das sie dereinst vor dem Herrn aller Dinge Rechenschaft ablegen muß.

So sehr die Kirche ihre Aufgabe darin sehen muß, aller weltlichen Kultur gegenüber kulturkritisch zu sein, ebenso sehr muß doch auch das ihre Aufgabe sein, diese Kultur zu ergänzen und nötigenfalls sogar eine eigene Kultur zu schaffen, die wie eine zur Tat gewordene Botschaft des himmlischen Königs in diese Erdenwelt hineinschallt und Zeugnis ablegt von seiner Liebe und von seiner Kraft. Darum war es ganz selbstverständlich, daß die Kirche der Reformation nicht weniger als die Kirche des Mittelalters die Kulturaufgaben, vor die sie je und je gestellt worden ist, tatkräftig in Angriff genommen hat. Luther selbst hat in einer Weise kulturschöpferisch gewirkt, die kaum von einem anderen überboten wird und worin ihm nur ganz wenige annähernd gleichkommen. Seine Bibelübersetzung war nicht nur ein schlichter Dienst, den er den deutschen Bibellesern erwiesen hat; sondern sie war eine Kulturtat ohnegleichen. Alle großen Geisteshelden unseres deutschen Vaterlandes haben an der Lutherbibel ihre Sprache gebildet, sei es, daß sie wie Goethe und Nietzsche bewußt von Luther gelernt, sei es, daß sie unbewußt aus dieser Quelle geschöpft haben. Ohne Luthers Bibelübersetzung hätten wir kein deutsches Schrifttum. Aber Luthers Einfluß auf die Kultur geht viel weiter. Wie die Kirche des Mittelalters, so saß auch Luther genötigt, auf die Einrichtung von Schulen zu dringen. Es zeigte sich damals wie heute, daß die Kirche nicht bestehen kann ohne Schulen, die die Voraussetzungen für das Verständnis des Evangeliums schaffen und selber im christlichen Geiste geleitet werden. Auch sonst hat Luther überall eingegriffen, wo es für ihn Kulturaufgaben zu erfüllen gab. Ich weise hier nur darauf hin, daß Luther der Schöpfer des deutschen evangelischen Kirchenliedes und somit auch der evangelischen Kirchenmusik ist. Wie sehr Luther um die richtige Erfassung der Kulturaufgaben der Kirche gerungen hat, davon legen die meisten seiner Schriften ein lebendiges Zeugnis ab. Die Frage der Stellung des Christen zum Staate sowie auch die soziale Frage, die heute die Gemüter erfüllen, hat ihn schon so lebhaft bewegt wie uns. Überall hat er Anregungen und Richtlinien gegeben, die auch heute noch ebenso zeitgemäß sind wie zu Luthers Zeit. Das Geistesleben der Jahrhunderte nach ihm hat Luther ganz gewaltig befruchtet. Alle großen Führer der letzten Jahrhunderte haben, soweit sie den Boden evangelisch-christlicher Weltanschauung nicht gänzlich verlassen haben, Geist von Luthers Geist in sich aufgenommen und für ihre Zeit neu zu gestalten gesucht.

Gerade das Beispiel Luthers zeigt, daß die Kirche umso mehr kulturschöpferisch ist, je mehr sie ihre Hauptaufgabe, die Verkündigung des Reiches Gottes und die Rettung der Seelen, ins Auge faßt. Das beobachten wir von neuem bei den großen Schöpfern christlicher Kultur, die uns die letzten zweieinhalb Jahrhunderte gebracht haben. In nenne davon nur die größten: August Hermann Franke, Wichern und Bodelschwingh. Sie sind selber erfüllt von dem lebendigen Glauben an die lindernde Macht des Heilandes, und sie haben diesen Glauben zum Teil mit dem Buzernst eines Propheten, zum Teil mit freundlichem Liebeswerben immer wieder anderen verkündigt. Aber sie konnten sich nicht damit begnügen. Sie mußten zugreifen, wo sie Nöte sahen; sie mußten helfen und lindern. So entstanden die Frandeschen Stiftungen in Halle, das Rauhe Haus bei Hamburg und die Bodelschwinghschen Anstalten in Bethel, alles nicht nur anspruchsvolle Werke der Barmherzigkeit, sondern zugleich Kulturschöpfungen ersten Ranges, denen kein Staat der Welt etwas Gleichwertiges an die Seite zu stellen hat.

Ich kann diesen Aufsatz nicht schließen, ohne den Lesern des „Christenboten“ und mit ihnen allen Gemeinden in unserem Staate die Frage auf Herz und Gewissen zu legen, um dereitwillen ich diesen Aufsatz geschrieben habe: Welches sind die Kulturaufgaben der evangelischen Kirche und der evangelischen Gemeinden im Staate Santa Catharina? Wo sind die Nöte, die wir lindern und beseitigen müssen? Am schlimmsten ist die Not unserer Jugend und unserer Kinder. Unsere Kinder sind unsere Schätze! So sage ich in Anknüpfung an ein Wort der edlen Königin Luise von Preußen, daß sie in der Zeit ihrer tiefsten Not und Erniedrigung im Hinblick auf ihre eigenen Kinder gesagt hat. Ach, unsere Kinder, die Kinder in unseren Gemeinden, werden meistens nicht wert gehalten und gehütet wie kostbare Schätze. Unsere Kinder verkommen zwar nicht

im leiblichen, aber im geistigen Elend. Unzählige — an vielen Stellen sind es die allermeisten — lernen weder lesen noch schreiben. Viele werden, bevor sie zum Konfirmandenunterricht kommen, niemals auf den Heiland hingewiesen. Sie wachsen auf ohne Gott und ohne Gewissen. Viele befinden sich schon in früher Jugend auf verderblicher Bahn, weil niemand da ist, der sie warnt und zurückhält.

Es wird Zeit, daß wir uns wieder ausrüsten lassen mit dem Geist der Liebe. Wir — denn wir selber sind die Kirche, die die Pflicht dazu hat — müssen darangehen, unsere Jugend zu retten, ehe es zu spät ist. Wir müssen christliche Schulen einrichten und denen helfen, die es nicht aus eigener Kraft tun können. Wir dürfen damit nicht säumen; denn es ist höchste Zeit. Wir sind schon viel zu lange müßig gewesen und haben uns um die Nöte in der eigenen Mitte und um die Not des andern nicht gekümmert. Und doch sind wir alle ein Leib; und wenn ein Glied an diesem Leibe leidet, so leiden alle Glieder mit. Gott wird dereinst die Seelen aller Kinder, die in unseren Gemeinden verloren gehen, von uns fordern.

Die Arbeit an den Kindern wird für uns ebenso zur Kulturarbeit, wie für die Kirche des Mittelalters und für Luther. Denn Schulen sind Bildungsstätten. Hier erlangen die Kinder die Erziehung für's Leben. Es genügt freilich nicht, daß wir unseren Kindern nur äußere Kenntnisse vermitteln lassen; das tut der Staat. Aufgabe der Kirche ist es, sie auch mit den Kräften auszulüften, durch die sie zu sittlichen Persönlichkeiten heranreifen können. Diese Kräfte aber finden sich nur in der christlichen Religion, im Evangelium. Darum brauchen wir, christliche, darum brauchen wir, evangelische Schulen.

Die Gründung evangelischer Schulen ist nicht die einzige Kulturaufgabe unserer Kirche und unserer Gemeinden. In meinen Gemeinden ist es vorwiegend diese; in anderen Gemeinden mögen andere noch mehr in den Vordergrund treten. Wir müssen uns Augen schenken lassen, die die Aufgaben und Nöte sehen, und Herzen voll Liebe, die nicht zaudern, sie zu erfüllen und zu überwinden.

Wenn die Kirche die Kulturaufgaben, vor die sie gestellt wird, nicht in Angriff nimmt, so hat sie in der menschlichen Gesellschaft ihr Daseinsrecht verwirkt. Denn die Menschheit hat ein Anrecht auf die Liebesarbeit der Kirche. Wie Jesus der größte Wohltäter der Menschheit ist, so muß auch seine Kirche ihre Aufgabe darin sehen, allezeit Wohltäterin der Menschheit zu sein.

Unser Gemeindeverband! Ist er uns etwas wert?

Von der Stockholmer Weltkonferenz für praktisches Christentum ist im Christenboten schon des öfteren berichtet! — Die evangelischen Christen der ganzen Welt streben nach Vereinigung und Zusammenschluß, so wie sich die deutschen Christen unseres alten Vaterlandes im Kirchenbund zusammengeschlossen haben. Wir haben uns in unserem Saate Santa Catharina ja auch schon lange zum Evangelischen Gemeindeverband zusammengeschlossen; am 5. Juli hat er wieder eine schöne Tagung in Blumenau gehabt. Aber gerade bei dieser Tagung wurde wieder klar, daß der Gemeindeverband nicht „populär“ genug ist, d. h. daß viele Gemeindeglieder nicht viel Wert auf diesen Verband legen. Wie ist Empfinden und Erkenntnis der verschiedenen Menschen verschieden. Die Kollekten bei den Konfirmationen sind für den Gemeindeverband bestimmt — und der frühere Schriftleiter des Christenboten, unser lieber Pfarrer Goosmann, hat nicht nur den Konfirmanden und durch diese den Eltern vorher diese Kollekte als ungemein wichtig ans Herz gelegt, sondern sich selbst am Ausgang mit dem Zeller hingestellt: so wichtig, so dringend nötig war ihm ein starker, tüchtiger Zusammenschluß unserer Gemeinden. Andere schiden sich drein, erfüllen wohl die aufgelegte Pflicht, das feurige Empfinden für den großen Wert des Verbandes fehlt. Und doch der Verband ist nicht bloß das Rückgrat für unsere einzelnen Gemeinden in der Fremde, sondern er soll uns Helfer und Förderer in vielen, vielen Beziehungen sein, und er wird's, je eifriger sowohl Pastoren, als auch Vorstände und Gemeindeglieder ihn als solchen gebrauchen.

Die evangelischen Gemeinden stehen ja nicht als Konkurrenten oder gar Feinde gegeneinander. Auf solchem Gemeindeverband wird einem durch den Anblick der anderen Gemeindevertreter sozusagen sichtbar die Einsicht geweckt, daß jede Gemeinde ihr Recht hat, wie die eigene. Die Gemeinden bekom-

men voreinander Achtung, und so werden sie durch allerlei Abmachungen nicht nur ihre eigenen Rechte, sondern auch die Rechte anderer schätzen. Der Schaden der einen Gemeinde ist auch der Schaden der anderen. Schlecht unterrichtete Jugend der einen Gemeinde bringt kurzichtige und eigensinnige Männer in die Gemeinde, wohin jene Jugend sich ansiedelt. Die Unsitlichkeit in einer Gemeinde bringt wohl gar Geschlechtskrankheiten in die andere. Es ist auch für uns Evangelische wahr, selbst wenn man's nicht in jedem Falle rechnerisch nachweisen kann: so ein Glied leidet, so leiden alle Glieder mit! (1. Kor. 12, 26.) Es soll nur jedes Gemeindeglied die Nöte unserer einzelnen Gemeinden mit richtigem Ernst erwägen; erwägen, wie ihnen durch Pfarrer, Vorstand und Gemeindeversammlung in der Gemeinde selbst abgeholfen werden kann. Das ist ja immer das Erste. Aber dann soll es auch bedenken, die erste Besprechung von jeder Not auf dem Gemeindeverband wird uns wohl vorwärts bringen, wenn nur die Gemeindevertreter vertrauensvoll und voll Eifers auf dem Gemeindeverband zusammenstehen und zusammenarbeiten. Und wer über Mißstände in der Gemeinde räsoniert, der soll sich die beiden Fragen überlegen: habe ich mit Vorstand und Pfarrer schon über diese häßliche Sache und ihre Abhilfe gesprochen? und die andere: habe ich den Vorstand schon gebeten, die Angelegenheit einmal im Gemeindeverband ernstlich und ohne Rücksicht und in brennender Liebe zu Gottes Reich zu beraten? Gr.

Der Kirchbau in Hammonia.

Seit 2 Jahren ruht diese Frage, und doch ruht sie nicht. Nicht nur die Gemeindeglieder selbst, sondern auch jeder irgendwie kirchlich interessierte Besucher fragt: Wo ist die Kirche? seit wie langer Zeit ist für eine solche gesammelt! Wo ist sie denn? — Vor 2 Jahren faßte die Gemeindeversammlung Beschlüsse, die die Angelegenheit vorwärts bringen sollten. Es entstand daraufhin ein Kirchenstreit von solcher Heftigkeit, daß der Vorstand nicht mehr die Frage auf die Tagesordnung zu setzen wagte. Gleichwohl wird er nicht umhin können, im neuen Jahre die Frage anzugreifen. Gott gebe, daß wir nicht zur Spaltung kommen, wie damals, sondern zu einmütigen Beschlüssen.

Natürlich ist der Kirchplatz der strittige Punkt. Der bisher ausersehene Platz hat gewiß eine wunderschöne Aussicht; aber er ist sehr abgelegen und höchst unbequem zu erreichen. Davon, daß die Kirchbaufkosten ungemein verteuert werden, wenn die Unmasse Fuhren Baumaterial den hohen Berg hinaufgefahren werden müssen; daß die Wasserbeschaffung für den Bau ebenfalls sehr schwierig ist —, davon soll nicht gar viel gesprochen werden, obgleich die Kostenfrage immerhin für uns doch auch in Frage kommt. Wichtiger noch ist, daß z. B. Abendgottesdienste an einem so abgelegenen Fleck nicht abgehalten werden können; und wie wir an Blumenau sehen, werden wir noch lange auf Abendgottesdienste angewiesen sein. Entscheidend ist, daß schon dem Kolonisten und seiner Frau nach all der Kletterei und Schlepperei in ihren Bergen während der Woche nicht auch noch zugemutet werden kann, am Sonntag auf solch hohen Kirchberg „hinaufzuschlaufen“; ältere, schwächliche und kränklige Personen sind durch die Wahl eines solchen Kirchplatzes überhaupt von den Gottesdiensten ausgeschlossen! Mit der Wahl dieses Platzes würde sich die Gemeinde eine sehr große Lieblosigkeit gegen alle schwächeren Personen zuschulden kommen lassen. Schrecklich wenn einem das Leben mit seinem Glück zertrümmert ist und die Welt einem nichts mehr bietet — und man kann dann nicht einmal den ewigen Trost im Gotteshaus bekommen. — Der Kirchplatz soll so gewählt werden, daß das Pfarramt möglichst wirksam werden kann. Das ist, möchte ich sagen, schon bloß eine kaufmännische Notwendigkeit. Wozu zahlen die Gemeindeglieder ihre Beiträge? Doch um vom Pfarramt möglichst viel zu haben! Die Haupttätigkeit des Pfarrers ist das Predigen. Die Predigtgottesdienste zu besuchen, muß also für alle Gemeindeglieder durch günstige Kirchplatzwahl möglichst erleichtert werden — sonst rentiert sich die Ausgabe nicht und der Kolonist kommt nicht auf seine Kosten. Durch den Bau der Kirche auf dem Berge wird das Pfarramt zu einem sehr großen Teil unwirksam gemacht. Der Kolonist, der Pferd und Wagen hat, scheut sich, seinen Pferden nach der Arbeit der Woche auch noch Sonntags solchen Berg zuzumuten. Und derer, die nicht Pferd und Wagen haben, wird, je mehr sich die Stadtplätze entwikkeln, immer mehr; auch der älteren Leute werden mehr, je älter unsere Kolonie wird!

Wir werden alt, und es kann wohl kommen, daß wir selbst noch einmal sehr dankbar sein werden, wenn die Gemeinde den hohen Platz auf dem Berge nicht gewählt hat. Jedenfalls wird das Gemeindeglied, das gern zu den Gottesdiensten geht, m. E. ohne weiteres einen für alle leicht erreichbaren Platz wählen, nicht einen so schwer erreichbaren. Wir Evangelischen wollen nicht Wallfahrts-, sondern Predigtkirchen.

Ganz gewiß würde ich gern jedem die Kirche auf seine Kolonie bauen, damit er jeden Sonntag ohne langen Kirchweg zum Gottesdienst kommen kann. Das geht nicht; m. E. geht es noch nicht einmal, in Hammonia und in Neu-Berlin je eine Kirche zu bauen wie hier und da gesagt worden ist. Für so reich, daß wir uns auf Entfernung von 25 Minuten den Luxus von 2 Kirchen leisten können, halte ich uns wirklich nicht. Wie könnten wir es verantworten, wenn wir, die wir in der größten und bekanntesten deutschen Kolonie leben, Deutschland und Brasilien das Schauspiel einer solchen Spaltung geben wollten! Mit Bitterkeit würde sich mancher Freund der Hanja von uns wenden: „Nun ja, echt deutsch!“ Nein, Einigkeit macht stark, und jeder Spaltungsgebirge sollte von uns als größte Sünde gegen die Gemeinde empfunden und gebrandmarkt werden. Eine Gemeinde haben wir, sie bestimmt über sich nach den Statuten auf den Gemeindeversammlungen nach Stimmenmehrheit; und die, welche überstimmt sind, die sollen sich, selbst wenn es ihnen schwer fällt, dreinschicken und an der Durchführung des Beschlusses mitarbeiten — so soll sich deutsche evangelische Art zeigen. Ich hoffe und bete darum, daß die Gemeindeversammlung den abgelegenen Platz auf dem hohen Berge ablehnen und dem Pfarramt die volle Wirksamkeit durch Wahl eines günstig gelegenen Platzes geben wird.

Nun kommen noch zwei Kirchplätze in Betracht, gegen welche keine seelsorgerlichen Bedenken geltend gemacht werden können, wie sie oben gegen den bisher in Aussicht genommenen Platz auf dem Berge dargelegt sind. Der eine liegt in Hammonia, der andere nicht weit von Neu-Berlin, zwischen diesen beiden Stadtplätzen. In Hammonia gebaut, würde die Kirche von den Bewohnern Hammonias gesehen werden können. Auf dem Platz vor Neu-Berlin würde sie für die Neu-Berliner und für alle die, die vom Sellin, vom Rafael, und vom Krauel her über Neu-Stettin nach Neu-Berlin kommen oder an Neu-Berlin vorbeireisen, sichtbar sein; und ein schöner hoher Turm würde auch über die Orangenbäume hinweg die von Hammonia Kommenden grüßen.

+ Es ist ein wahres Unglück für unser Gemeinwesen, daß sich diese beiden Ortschaften Hammonia und Neu-Berlin als Rivalen gegenüberstellen. Diese Rivalität hat schon wirtschaftlich sehr viel Schaden gebracht — ich erinnere nur an die Brückenfrage; ebenso in ärztlich-hygienischer Beziehung; in bezug auf diese Schule usw. Neu-Berlin existiert ja doch, und es wird gewiß nicht mehr als Stadtplatz verschwinden. Infolgedessen sollten Hammonia und Neu-Berlin, die ja doch dieselben Lebensinteressen haben, nicht mehr Rivalen sein; das kann sie vorwärts bringen, sondern nur hemmen! Sie sollten beiderseits den ernstlichen Versuch der Zusammenarbeit machen, zumal die Häuserreihe zwischen Hammonia und Neu-Berlin bald lückenlos geschlossen ist. Jedenfalls würde ich es als großen Fortschritt herzlich begrüßen, wenn dieser Streit in bezug auf die Kirchplatzfrage begraben würde.

Jedem kann nicht die Kirche vor die Türe gesetzt werden; und mir persönlich tut jeder leid, dem ein weiterer Kirchweg zugemutet werden muß. Gewiß empfinde ich es auch bedauerlich, wenn die treuen Gottesdienstbesucher aus dem Taquaras und dem Gebiet unterhalb Hammonias es nach dem Kirchbau weiter zum Gottesdienst hätten, weil der Kirchplatz etwa bei Neu-Berlin gewählt wäre. Andererseits würde ich mich auch für die treuen Gottesdienstbesucher aus Neu-Berlin und aus dem Sellin freuen, wenn sie es auch einmal bequemer hätten. Für die vielen Gemeindeglieder auf der rechten Seite des Flusses ist es räumlich gleich, ob die Kirche nach Neu-Berlin kommt oder nach Hammonia.

Räumlich ist es für sie gleich, aber religiös nicht! Und nun will ich es offen aussprechen, daß ich den Platz vor Neu-Berlin für geeigneter, für viel schöner und für religiös weit wirkungsvoller halte. Ich bin Pfarrer für die ganze Gemeinde und in meiner Berufsurkunde bin ich nicht für die Ortschaft Hammonia, auch nicht für Neu-Berlin verpflichtet. Aber freuen würde ich mich aufrichtig, wenn der schönste Platz, den man sich für eine Kirche überhaupt nur denken kann, auch von der Gemeinde gewählt würde. Es kommt ja bei einer Kirche

nicht so darauf an, was für eine Aussicht man von ihr aus hat; sondern viel mehr darauf, daß sie von möglichst vielen Seiten und von weit her gesehen werden kann. Und wahrlich: wenn ich von Neu-Stettin herkomme oder vom Rafael oder vom Sellin her. — die Palme, die jetzt auf diesem flachen und den Tallesseel doch beherrschenden Hügel steht, bewegt mich immer das Herz: wie lieblich und freundlich würde eine Kirche in diesem Kranz der zurückgeschobenen Berge fast allen Gemeindegliedern — denn fast alle kommen auf Reisen an ihr vorbei! — predigen von der Heimat der Seele, zu welcher der Turm hinweisen wird.

Es ist ja mit dem Kirchplatz wie mit dem Hausplatz, den der Kolonist für sein neues Steinhaus ausucht. Trifft er eine falsche Wahl — ja, das Steinhaus steht, das kann er nicht mehr an den besseren Platz rücken. Die Kirche wird nach ihrem Bau auch stehen — Gott gebe, daß wir sie auf den richtigen Platz stellen. Der schönste Platz ist jedenfalls der vor Neu-Berlin; und das Schönste ist für Gott gerade gut genug! Und der Berg ist bequem zu besteigen, und zentral ist er auch gelegen. Gott gebe auch, daß die Frage seines Gotteshauses mit frommen Herzen erwogen und behandelt werde! Die Frage: ist mir's bequem? oder gar: „Habe ich einen Vorteil oder einen Nachteil davon?“ dürfen nicht für unsere Stellungnahme ausschlaggebend sein! Besonders aber darf sich nicht eine Gruppe zusammentun, um die ganze Gemeinde in ihren Willen zu zwingen. Jeder bedenke, die Kirchaufrage ist eine Sache Gottes, des Heiligen und Allmächtigen! Daß der Pastor, der für die ganze Gemeinde da ist, für das eintritt, was er für richtig erkennt, darüber soll ihm kein Gemeindeglied böse sein; das ist seine Amtspflicht.

Das, was den Kirchplatz in Hammonia — den niedrig und an sich auch hübsch gelegenen — empfiehlt, ist die Nähe des Pfarrhauses. Der Pfarrer würde, wenn der Platz bei Neu-Berlin gewählt würde, immer einen Weg von 20 Minuten zur Kirche haben: zu den Gottesdiensten, zu den Trauungen, und auch zu den Abendgottesdiensten. Und an eine Verlegung des Pfarrhauses zwischen Hammonia und Neu-Berlin ist ja nicht zu denken. Denn der Pfarrer wird, besonders solange er Reittiere braucht, auf das Land angewiesen sein. Es wird aber, wie sich der Häuserbau zwischen den beiden Stadtplätzen entwickelt, unmöglich sein, ein gleichwertiges Stück Pfarrland einzutauschen. Gewiß wird dem Pfarrer es öfter verdrücklich sein, den Weg machen zu müssen; das ist menschlich. Immer aber wird ihn die Schönheit und die zentrale Lage des Platzes trösten. Jedenfalls ist klar, daß der Pfarrer auch gar keinen Grund hat, unzufrieden zu sein, wenn die Stimmenmehrheit in der entscheidenden Generalversammlung den niedrig gelegenen Platz in Hammonia wählt. Der Pastor hat immer einen Vorteil, einmal den idealen, das andere Mal den praktischen. Die Gemeinde entscheide in einem fröhlichen Wettstreit kirchlichen Interesses: wie Hammonia, wie Neu-Berlin! Aber nicht im Streit, den die Selbstsucht diktiert. Aber nie soll der Beschluß den alten Platz auf dem Berge wählen; er würde die Wirkung des Pfarramtes aufs schlimmste beeinträchtigen und die Alten und Schwächlichen von den Gottesdiensten ausschließen.

Zeitgemäße kirchliche Opfer.

Von P. em. Wilh. Lange

In der evangelischen Kirche Deutschlands erklingt in der jetzigen Notzeit dieser Ruf immer wieder in den verschiedensten Tonarten. Das ist ein Zeichen neu aufblühenden Lebens. Nicht der Verzweiflungsruf einer hinstorbenden Kirche ist es, sondern der Freudeneruf einer zu stärkerem Lebenswillen erwachenden Kirche.

Dieser Ruf darf nicht wieder verstummen, sondern muß immer lauter und vielseitiger an unser Ohr, in unsere Herzen dringen, denn es handelte sich dabei nicht um eine lästige Forderung, sondern, so merkwürdig es klingen mag, um ein vergehendes Evangelium, um eine Frohbotschaft, um einen uns zugedachten Segen. Es steht geschrieben: „Wer Dank opfert, der preiset mich, und da ist der Weg, daß ich ihm zeige das Heil Gottes.“ d. h. die Rettung, die von Gott kommt. Also: der Weg zur Rettung ist als Verheißung an das Dankopfer geknüpft. Das laßt auch uns in unseren evangelischen Gemeinden Santa Catharinas beachten, in denen der Ruf nach „zeitgemäßen kirchlichen Opfern“ in letzter Zeit auch oft vernommen worden ist, und in den Jahresversammlungen des Monats Januar wieder zu hören sein wird.

Hierher gehört, was im Propheten Maleachi 3, 6—10 geschrieben steht. Da spricht Gott: „Ich bin der Herr und wandle mich nicht“, d. h. ich verändere mich nicht. Was hier gesagt ist, gilt also für alle Zeiten, auch heute. „Befehret euch zu mir, so will ich mich zu euch kehren, spricht der Herr Zebaoth“, also der, dem alles gehorchen muß, auch die wirtschaftlichen Verhältnisse auf Erden. „Ihr fragt: „Worin sollen wir uns bekehren?“ — Ist's recht, daß ein Mensch Gott täuscht, wie ihr mich täuscht? So fragt ihr: „Womit täuschen wir dich?“ — Am Zehnten und Hebopter!“ (Wir würden sagen: an dem Dankopfer.) Und nun laßt uns darauf achten, welche Folgerung Gott daraus zieht. „Darum seid ihr auch verflucht, daß euch alles unter den Händen zerrinnt, denn ihr täuscht mich allesamt. Bringet mir den Zehnten (also eure Dankopfer) ganz und prüfet mich, ob ich euch nicht des Himmels Fenster auf tun werde und Segen herabschütten die Fülle.“

An Dankbarkeit oder Undankbarkeit, an Gaben oder Nichtgaben knüpft Gott Segen oder Fluch, Gnade oder Gericht. Im Volke Israel hatte Gott den „Zehnten“ festgesetzt. Daran wollte er Glauben und Dankbarkeit prüfen. Weil das Volk noch nicht reif war für die Freiheit, darum gab ihm Gott dieses Gesetz. „Aber „das Gesetz ist unser Zuchtmeister auf Christum“. Und „die Liebe ist des Gesetzes Erfüllung“. Wer in Christo ist, soll Opfer bringen nicht aus äußerem Zwang, sondern gezwungen vom Innersten seines Herzens.

Wir sind frei von dem Gesetz des Zehnten. Aber wollen wir auch frei sein von dem Segen, der daran geknüpft ist? Du meinst, den „Zehnten“ (also den zehnten Teil aller deiner Einnahmen) zu geben, das ist unmöglich, ist ein wahnsinniger Gedanke, ist Unsinn. (Die Adventisten sind verpflichtet, den Zehnten zu geben, und tun es auch — wenigstens viele, — Auch in manchen christlichen Kreisen in Deutschland geschieht es.)

Da du sagst: Unmöglich! Die Butter- und Schweinepreise fallen, in der Venda ist alles teuer, die Kinder kosten so viel usw. Ich will auch niemanden zum „Zehnten“ zwingen, aber wir sollten uns selbst zwingen, „zeitgemäße kirchliche Opfer“ zu bringen, unser Gewissen, unser Herz sollte uns zu Dankopfern zwingen. Alle Entschuldigungsgründe zur Knauzigkeit im Geben für Kirche und Schule sind doch nur Selbstsucht und Eigennutz. Und der Herr spricht: „Darum seid ihr auch verflucht, daß euch alles unter den Händen zerrinnt“.

Laßt es uns wagen, allein auf den großen, ewig-reichen Gott zu schauen, laßt uns Dankopfer in vollem Vertrauen auf sein ewig-giltiges Wort, denn „Ich bin der Herr und wandle mich nicht... prüfet mich hierin, ob ich auch nicht des Himmels Fenster auf tun werde und Segen herabschütten die Fülle.“ Wage es, und du wirst's erfahren, daß dich solche Opfer nicht ärmer, sondern reicher machen werden.

Was ich mit dem „Wagen des Glaubens“ meine, dafür ein Beispiel. In Joinville hatte ich seinerzeit — vor etwa 35 Jahren — einen treuen Freund, den Großkaufmann U. Damals pflegten an den Sonntag-Vormittagen die Kolonisten in Massen nach Joinville zu kommen, nicht zur Kirche, denn die blieb leider fast leer, sondern um ihre Geschäfte abzuwickeln. Der Sonntag-Vormittag war die Haupt-Erntezeit für den Kaufmann. Mein Freund U. fühlte sich dadurch in seinem christlichen Gewissen beschwert und erklärte öffentlich durch Bekanntmachung in der Zeitung, daß er von Neujahr an sein Geschäft an den Sonntagen geschlossen halten werde. „Unmöglich! Phantasterei! Unsinn! Der Mann geht zugrunde! Alle anderen haben ihr Geschäft offen, und er will allein schließen: Da verliert er die Kundschaft.“ Mein U. ließ sich durch solche Prophezeiungen nicht in seinem Entschluß stören, er „wagte es im Glauben“, seinem Gewissen zu folgen. Als ich ihn am Ende des ersten Jahres nach dem Ergebnisse seines edlen Tuns fragte, sagte er mir: „Noch nie ist mein Geschäft so gut gegangen, wie in diesem Jahre.“ Und eine weitere Folge war, daß 2 Jahre später alle Geschäfte in der Stadt am Sonntag geschlossen hielten. Ja, „prüfet mich hierin, spricht der Herr, ob ich euch nicht des Himmels Fenster auf tun werde und Segen herabschütten die Fülle.“ So wird auch niemand dadurch Schaden leiden, daß er für kirchliche Zwecke ein paar Milreis mehr gibt als früher im Gegenteil: es wird ihm zum Segen werden.

„Aber nun, bitte, hör auf!“ so wirft man mir ein. „Du predigst ja Lohnsucht und heisset uns, Gutes tun um der Belohnung willen.“ Nur keine Angst! Gott macht keine „Ge-

schäfte“ mit den Menschen. Und wer seine „zeitgemäßen kirchlichen Opfer“ als eine „Geschäftssache“ ansieht, wer sie nicht von Herzen bringt, dem wird der Herr bald den rechten Weg weisen. Wenn wir aber von Herzen reichlich geben, so werden wir's auch heute noch erfahren, was man zu des Hiskias Zeiten erfuhr, und was 2. Chron. 31, 10 zu lesen ist: „Seit der Zeit, da man angefangen hat, die Habe zu bringen in's Haus des Herrn, haben wir gegessen und sind satt geworden, und ist noch viel übrig geblieben, denn der Herr hat sein Volk gesegnet.“ „Ich bin der Herr und wandle mich nicht... Wer Dank opfert, der preiset mich, und da ist der Weg, daß ich ihm zeige das Heil Gottes.“

Aus dem bolschewistischen Rußland

Von einem guten Kenner der russischen Verhältnisse wollen wir uns hier zunächst erzählen lassen, wie die Bolschewisten zur Herrschaft gelangten und wie sie sich nur durch blutigen Schrecken in ihrer Macht halten können. Der zweite Abschnitt wird uns einige wahrheitsgetreue Bilder bringen aus der ersten Zeit dieser bolschewistischen Blutherrschaft.

Einige Worterklärungen: Bolschewiki, d. h. die Mehrfordernden = Kommunisten. Menschewiki d. h. die Wenigerfordernden = Sozialisten. Sowjets, d. h. Räte, das sind von einer Berufs-kategorie gewählte Vertrauensleute. (D. R.)

I.

Wie kamen die Bolschewiki, die Vertreter einer radikalen Minderheit zur Herrschaft? Und wie konnten sie sich gegen die Mehrheit der Arbeitermassen, ganz abgesehen von dem Bürgertum, halten?

Nach dem Sturze des Zaren bildete sich in Rußland eine sozialistische Regierung heraus, deren Präsidium der Sozialrevolutionär Kerenski übernahm. Das Volk jubelte ihr anfangs zu. Sie grub sich aber ihr eigenes Grab, da sie — teils aus von Haß eingegebener Verblendung, teils aus politischer Unreife — den Krieg fortsetzen wollte. An der Front, bei den Arbeitern und Bauern kam die Sehnsucht nach Frieden, Brot und Ordnung mit elementarer Gewalt zum Ausbruch. Auf diesen Augenblick hatten die bolschewistischen Elemente in richtiger Spekulation gewartet. Durch ihre Losung: „Frieden um jeden Preis“, gewannen sie die Armee und lodten die unzufriedenen Arbeitermassen durch nebelhafte Vorstellungen eines kommunistischen Staates, der ihnen das Paradies auf Erden bringen sollte. So kamen sie zur Macht. Aus Klugheit nahmen sie einige Vertreter der links von den bürgerlichen Parteien stehenden Organisationen in den Moskauer Zentral-Ausschuß auf. Aber die Sowjetregierung stützte sich vom Beginn ihrer Herrschaft an nicht auf die Mehrheit des Landes. Die Auflösung und Zerspaltung aller bürgerlichen politischen Organisationen, vor allem auch die Erschlaffung der moralischen und physischen Kräfte der ganzen bürgerlichen Gesellschaft, begünstigten ihr Auftreten.

Ihre Herrschaft dehnte sich anfangs nur über die großen Zentren aus. Die Bauernschaft blieb zuerst unberührt und schaute dem Umschwung zwar mißtrauisch, aber untätig zu.

Als in Brest-Litowsk der Friede zwischen Deutschland und Rußland geschlossen war, kehrten die Bauern-Soldaten, soweit sie nicht schon vorher eigenmächtig gegangen waren, auf ihre Dörfer, und die besseren Arbeiter auf ihre Arbeitsplätze zurück. Aus der Hefe — mit einer geringen Ausnahme, wozu auch die fanatischen lettischen Abteilungen gehörten — der Soldaten und Arbeiter wurde die Rote Garde aufgestellt. Als deren Räubertum zu offenkundig wurde, las man die einigermäßen brauchbaren Elemente heraus und stellte aus ihnen und freiwilligen Arbeitslosen und Herumlungerern, die man durch gute Verpflegung und Entlohnung lockerte, die Rote Armee auf. Mit diesen zweifelhaften und undisziplinierten Elementen verschaffte die Regierung ihren Gewaltmaßnahmen Geltung.

Und mit ihrer Hilfe bereiteten Lenin und Trotski dem vertrauensseligen arbeitenden Volke die erste große Enttäuschung: Sie trieben die verfassunggebende Nationalversammlung, die Hoffnung des ganzen Landes, auseinander und errichteten die Diktatur.

Natürlich mußte die Sowjetregierung dieser „Armee“, auf die sie angewiesen war, schmeicheln und Nachsicht üben mit ihren Minderheiten in Stadt und Land. Darunter litten nicht am wenigsten die Bauern, die, selbst bis an die Zähne mit allerlei von der Front mitgeschlepptem Material bewaffnet, ständig blutige Schlachten mit den Roten Soldaten zu schlagen

hatten. Die Desorganisation, die schon in den letzten Kriegsjahren großen Umfang angenommen hatte, verbreitete sich unter der Sowjetregierung ins Ungeheure. Das Wirtschaftsleben sank auf den Nullpunkt, die Lebensmittelnot wurde infolgedessen immer größer und griff sogar aufs Land über. Die Dorfarmen lernten von den Soldaten und plünderten, wo es anging, was diese übrigließen. Der Internationalist Maxim Gorki schilderte dieses furchtbar elende Dorfleben oft in der „Nowaja Sibir“ nach Briefen, die er von bekannten Bauern erhielt. Auf diese Weise wurde die arbeitende Bauernschaft der Regierung besonders feindlich gesinnt. Sie wollte wohl ihr Getreide hergeben, verlangte aber dafür Industrieerzeugnisse für Haus- und Landwirtschaft. Da man ihr aber statt dessen nur minderwertiges Papiergeld, von dem sie schon im Überfluß hatte, aufnötigen konnte und wollte, hielt sie ihre Erzeugnisse zurück.

Die Hungernot, die infolgedessen das ganze nord-westliche Rußland überfiel, und die dadurch hervorgerufene Beschleunigung der schon bestehenden Gärung unter den Arbeitermassen, brachten die Regierung jetzt darauf, den Krieg gegen die Bauern zu organisieren. Ein Aufruf Lenins forderte die Aufstellung einer Kampforganisation der Arbeiter gegen die Bauern. Es war selbstverständlich, daß die anständigen Arbeiter sich einer solchen Organisation fernhielten. Die Mißstimmung wurde vielmehr dadurch noch größer. Deshalb erließ die Regierung ein besonderes Dekret, das die Erhöhung der Arbeiterrationen auf Kosten der übrigen Bevölkerung anordnete. Die Intelligenz sollte nur noch 25 Gramm Brot pro Tag erhalten, um, wie der Bolschewik Sinowjew im Zentralausschuß sagte, den Geruch des Brotes nicht zu vergessen. Irrtümlich glaubte die Regierung, dadurch die Kluft zwischen den unzufriedenen Arbeitern und den übrigen Kreisen der Bevölkerung wieder zu vertiefen.

Wohl gemerkt, verließ sich Lenins Aufruf nicht auf die Rote Armee. Die überall in ihren Reihen ausbrechenden Meutereien, die zu offenen Kämpfen und zum Erschießen von „Rätern“ führten, hatten ihre Unzuverlässigkeit auch der Sowjetregierung erwiesen. Als sie eine „Sanierung“ versuchte, mußten allein in einem Stadtviertel Petersburgs von 9000 Soldaten 5000 entlassen werden.

Ihren Irrtum, durch diesen Ruf und das Dekret den bisher schon heimlich betriebenen Kampf der Arbeiterschaft von sich abzulenken, mußte die Regierung sehr bald einsehen. Die Arbeiter, die, wie schon eingangs angedeutet, mit der Regierung Lenins ein goldenes Herrenleben glaubten herankommen zu sehen, gelangten inzwischen immer mehr zur Ueberzeugung, daß ihnen mit hohen Löhnen absolut nicht geholfen war, wenn die Entwertung des Geldes und die Teuerung und der Mangel der Lebensmittel stetig fortschritten. Sie sahen ein, daß durch das plumpe Eingreifen in die Leitung und Verwaltung der Fabriken nach bolschewistischem Rezept sie sich nur selber den Ast absägten, auf dem sie saßen. Die Ereignisse in Kolsino, wo es zum Kampf zwischen der Roten Armee und den Arbeitern kam, weil die satten „Roten“ auf die hungernde Menge, die einen Getreidewagen erfüllt hatte, schossen, brachten die Gärung zum offenen Ausbruch. Petersburg machte den Anfang. Die von den Arbeitern des ganzen Landes gewählten Bevollmächtigten proklamierten den politischen Streik für die allernächste Zeit, sobald alle Arbeiter, die zum Teil schon in den Aufstand eingetreten waren, genügend über die Ziele aufgeklärt seien. Einmütig verwarf man die Erhöhung der Rationen auf Kosten anderer Kreise, sowie den Kampf gegen die arbeitende Bauernschaft. Die Losung: „Nieder mit der Diktatur!“ „Einführung der Konstituante!“ fand in allen Industriezentren lauten Widerhall. Viele Soldaten der Roten Armee kamen wieder als Arbeiter auf die Fabriken, um nicht als Verräter zu gelten. Die Regierung antwortete mit Gewaltmaßnahmen. Es begannen Hausdurchsuchungen und Verhaftungen. Die Gefängnisse waren mit Arbeitern überfüllt. Als Petersburger Delegierte nach Moskau kamen, um dort am Sitz der Sowjetregierung Aufklärungsarbeit zu tun, wurde eine Reihe von ihnen am Bahnhof gleich festgenommen. Das brachte die Masse in Aufregung. In Tula wurde in stürmischer Arbeiterversammlung der Sowjetvertreter zum Saale hinausgejagt. Dergleichen in Sormow. Der Jaroslawer Eisenbahnverband erklärte sich einstimmig mit dem Austritt von 57 Delegierten aus den Sowjet-Organisationen einverstanden. Eine Versammlung von 4000 Angehörigen der Alexander-Eisenbahn in Moskau schickte eine Delegation zu der Räte-Sitzung, die Forderungen

und Drohungen auszurichten hatte. Alle Moskauer Fabriken hielten Protestversammlungen gegen die Regierung ab. Und es war bezeichnend für die gute Disziplin, daß sich nur wenige über die Petersburger Direktiven, die Arbeit bis zum allgemeinen politischen Streik nicht niederzulegen, hinwegsetzten. Neue Gewaltmaßnahmen der Regierung folgten. Jetzt berief die große Sestroretzker Waffenfabrik bei Petersburg eine Versammlung ein, nach deren Beschluß sofort der politische Streik beginnen sollte, wenn der verhaftete Fabrikbelegierte nicht umgehend entlassen werde. „Wir Arbeiter nehmen an,“ heißt es in dem Aufruf an den Sowjet, „daß die Sowjetregierung, die sich „Arbeiterregierung“ nennt, unseren Forderungen Rechnung trägt und den Verhafteten sofort frei gibt.“ Gleichzeitig richtete die Außerordentliche Versammlung der Bevollmächtigten der Fabriken und Werke einen Aufruf an die Arbeiterschaft ganz Rußlands, indem sie zu einem allgemeinen Arbeiter-Kongreß einluden. In dem Aufruf heißt es: „Hart und schwer wurde das Leben. Immer größer wird die Armee der Arbeitslosen, immer stärker der Hunger und die Rechtlosigkeit — und nirgends ein Ausweg. Es zerfallen die Kräfte der arbeitenden Klasse, die Arbeiter verelenden, ihre Kinder stöhnen hin — der ganzen Klasse droht Entartung... Unser Land fällt auseinander. Immer neue Teiles werden von ihm abgetrennt. Mit einem eisernen Ring umgibt uns der Feind. Die Politik der Sowjetregierung, die sich mit unserem Namen deckt, tat alles, um den beispiellosen Haß aller Klassen gegen uns zu erhöhen. Sie ist unser Feind, der jetzt rücksichtslos wird. Uns tut eine verlässliche Waffe not. Kommt her, wir werden sie zusammen schmieden!“

(Fortsetzung folgt.)

✪ Für den Familientisch. ✪

Habt Mut zur Wahrheit!

Stiße von Johannes Blümel, Oxford.

Nun wußte sie es also, die glückliche Frau des reichen Heinrich Olmer, was sie schon lange dunkel geahnt hatte, wenn sie in das Gesicht ihres Mannes geschaut: er war krank, anheilbar krank. Der Arzt hatte gestern ihren Mann untersucht und ihr heute, als sie das Ergebnis der Untersuchung des Mageninhaltes von ihm abholte, gesagt, daß ihr Mann von einer unheilbaren Krebskrankheit befallen sei. „Sagen Sie Ihrem Manne nichts davon,“ hatte der Arzt gesagt — „es ist besser, er bleibt im Dunkel über den trostlosen Zustand seines Leidens. Es könnte sein, daß die Gewißheit des nahen Todes seine Lebenskraft vorzeitig untergräbt.“

Zum ersten Male trat in Elsbeth Olmers Leben ein großes Verhängnis. Ihre Seele konnte sich nicht darein finden, daß es möglich sein könnte, daß ihr Heinrich ihr in absehbarer Zeit für immer genommen werden sollte.

Er war fröhlich, als er am Nachmittag aus seinem Bankhause in die Privatwohnung heimkehrte. Die Tropfen, die der Arzt ihm verschrieben, hatten die Magenschmerzen gemindert und mit gutem Appetit setzte sich der erst Achtunddreißigjährige an den Abendbrottisch.

„Noch einige Wochen, Beth, dann fahren wir ins Bad. Sollst sehen, dann werde ich wieder ganz frisch. Du darfst dich nicht um mich sorgen.“ Ach wie der gepönten Frau solche Worte wehe taten, doch — sie durfte ja nichts sagen.

Heinrich und Elsbeth fuhren ins Bad. Er fühlte sich so wohl und sie war so voller Sorge. Doch, vielleicht hatte sich der Arzt geirrt. Den Badearzt wollte sie ins Vertrauen ziehen...

Gleich am andern Tage nach der Ankunft ging Elsbeth zu ihm und weichte ihn in ihres Herzens Kummernisse ein. Untersuchungsergebnis das gleiche. Elsbeth war fassungslos. Sie brach ohnmächtig vor der Person des Arztes zusammen. Als sie auf der Chaiselogne im Wartezimmer erwachte, neigte sich das bleiche Gesicht einer Diafonistin voll freundlicher Stille über sie. Tränen stürzten der Armen in die Augen, als sie ihre

Wage bewußt überdachte. Da nahm die Diakonissin die Hand der Verzagten und sagte leise: „Alle Züchtigung aber, wenn sie da ist, dünkt uns nicht Freude, sondern Traurigkeit zu sein; danach aber wird sie geben eine friedsame Frucht der Gerechtigkeit denen, die dadurch geübt sind.“

Die Diakonissin richtete die Weinende auf und fuhr fort: „Ich weiß alles; Herr Doktor sagte mir, wie es um ihren Mann steht. Ich muß ja alle Tage her, um eine Einspritzung zu erhalten. Aber lange hält mein starrer Körper nicht stand. Ich bin bei meinem letzten Dienst am Krankenbett eines Schwindsichtigen angestellt und die Krankheit macht bei mir rasende Fortschritte. Ich sehe wohl die Sommer Sonne auf Erden zum letztenmal.“ So ruhig blieb das junge Weib — sie mochte wohl erst Mitte der zwanziger Jahre sein — bei diesem furchtbaren Geständnis, daß Frau Elsbeth kopfschüttelnd ihr in die Augen schaute. Auch da Ruhe und Frieden? Nichts von Auflehnung? Verzweiflung? Wie war das nur möglich?

Die Schwester erzählte nun der leise vor sich hin Weinenden, wie sich ihr junges Herz beim ersten Ansturm des Leidens aufgebäumt hatte gegen das Schicksal. Dann aber war das Herz stille geworden durch Glauben und durch das Geheimnis des Glaubens dankbar geworden für Gottes Liebe im Leid.

Unfassbar schien dieses alles der reichen Frau. Da fragte die Schwester: „Weiß ihr Mann, wie es um ihn steht?“ „Nein, nein, das soll und darf er nicht wissen.“ „Doch — entgegnete die Schwester — das muß er wissen.“ „Nein doch, wie grausam“, fuhr es der Frau Elsbeth über die Lippen. „Nein, grausam ist es — fuhr die Diakonissin mit sanfter Ruhe fort — wenn sie ihren Mann weiter in dem Wahn erhalten, daß er wieder gesund wird. Liebe aber, tiefste Liebe ist es, wenn sie ihm sagen, daß seine Tage durch Gottes Ratsschluß gezählt sind. Sehen Sie, wie können da die letzten Jahre, Monate, Tage, Stunden Ihres gemeinsamen Erdenlebens durchsonnt sein von einem tiefen Glück, das Gott den Seinen nur im Leiden gibt! Was kommt es darauf an, ob wir 80 oder 90 Jahre alt werden, wenn wir nur reif werden im Erdengarten unseres Schöpfers. Die Tage unseres Erdenlebens, an denen wir nicht am inwendigen Menschen wachsen, zählen am Kalender der Ewigkeit nicht mit.“

Heinrich und Elsbeth trafen nun die lungenranke Schwester täglich, solange die beiden Eheleute im Bade weilten. Als sie am Vorabend des Abschiedstages noch einmal zusammen am Strande entlang gingen und im fernen Westen Abendrot am Himmel glühte, da betete die Schwester, sieghafte Zuversicht in der Stimme:

Als die Sterbenden, siehe wir leben
Wandelt hienieden die selige Schar,
Die sich dem Heiligen Gottes ergeben.
Das Ziel, die Heimat liegt vor ihnen klar.

Als die Sterbenden, siehe wir leben
Träget die Jüngerschar Leiden der Zeit.
Was ihnen im Glauben Ihr König gegeben,
Macht sie zu jeglichem Opfer bereit.

Als die Sterbenden, siehe wir leben
Steht die Gemeinde im Kampf für das Licht.
Mögen sich Völker dem Finstern ergeben,
Christus bleibt Sieger, er hält das Gericht.

Als die Sterbenden, siehe wir leben
Wagt sein Knecht Arbeit der Saatzeit zu tun.
Mag auch der Boden der Erde erbeben,
Furcht ist Kleinglauben. Wir dürfen nicht ruh'n.

Als die Sterbenden, siehe wir leben
Warten wir Dein, Herr, bis Dir es gefällt.
Dir sind wir lebend und sterbend ergeben.
Sterbende grüßen Dich, Heiland der Welt.

Elsbeth erbat sich die Handschrift des Liedes. Sie betete es, wie so oft, auch als sie in der Mitternachtsstunde eines Dezembertages ihrem Heinrich die Augen zudrückte. Dann sank sie am Bett des Toten in die Knie und dankte, dankte unter Tränen für all das Glück, das sie an der Seite des Toten genießen durfte, dankte vor allem für die unaussprechliche Gnade, daß das letzte Stück gemeinsamer Erdenpilgerschaft von dem Licht aus Gottes Ewigkeit überstrahlt gewesen war.

Dann stand sie auf und ordnete voll ruhiger Sicherheit, was not war. Nach Aufgabe ihres Hausstandes ging sie voll

Zuversicht um dem zu dienen, der ihr gedient hatte in tiefem Leid.

Aus aller Welt.

Deutschland. Auf Antrag aller bürgerlichen Parteien im Reichstag (mit Ausnahme der deutsch-völkischen, die aber zustimmten) ist in den Reichshaushalt der Betrag von einer Million Mark eingesetzt für „kulturell-gemeinnützige Institute und Vereinigungen, an deren Wirksamkeit das Reich ein besonderes Interesse nimmt und für die andere Etatsmittel nicht vorhanden sind“. Die Verteilung dieser Summe ist so gedacht, daß das Reich 10 Prozent zur freien Verfügung behält und den Rest dem Evangelischen Kirchenbund, den Zentralen der katholischen Kirche und den Vereinigten Synagogenverbänden nach Maßgabe der letzten Volkszählung überweist. — Die Lutherstadt Erfurt, die Stadt der einst berühmtesten und besuchtesten Universität Deutschlands, an der auch Luther mit regem Eifer und gutem Erfolge studierte, beging am 31. Oktober und 1. November 1925 unter ungewöhnlicher Beteiligung, in Anwesenheit von Vertretern der kirchlichen und staatlichen Behörden, die Vierjahrhundertfeier der Einführung der Reformation. Ein Festakt im Rathaus, bei dem der Erfurter Oberbürgermeister das warme Interesse der Stadtverwaltung für die Bedürfnisse der evangelischen Kirche bezeugte, und seine Massenversammlung vor dem Dom bezeichnen die Höhepunkte der Feierlichkeiten: an 30 000 Evangelische waren zusammengeströmt, an fünf verschiedenen Stellen wurden Ansprachen gehalten, von den Domstufen herab ließen die Thüringer Botschafter die alten Lutherweisen erschallen. Zum Schluß machten sich die Versammelten mit einem vieltausendstimmigen „Ja“ eine Kundgebung zu eigen, worin sie bekennen: „Wir wollen unserer Väter wert und würdig sein, wir wollen wachen über den Kronschatz unseres Glaubens, wir wollen festhalten an der Liebe zu unserer teuren evangelischen Kirche“. Teilnehmer versichern, daß Erfurt eine Kundgebung von solcher Wucht kaum je gesehen habe. epd. — Die Westfälische Provinzialsynode hat ein förmliches Kirchengesetz erlassen, durch das die Übernahme von Trauungen am Sonnabend und am Vorabend von Festtagen verboten wird. Es soll dadurch der christliche Charakter der Sonn- und Feiertage geschützt und dem Mißbrauch entgegen getreten werden, den Sonntag nach der Hochzeitfeier „zum Auschlafen“ zu benutzen. — Im September v. J. tagte in Berlin die Brandenburgische Provinzial-Synode. In ihrer fünften Vollversammlung ergriff der frühere Reichskanzler Dr. Michaelis das Wort, und unter atemloser Spannung des bis auf den letzten Platz besetzten Saales legte er dar, wie gegen ihn wegen seiner Zugehörigkeit zur evangelischen Kirche in letzter Zeit von katholischer Seite her Vorwürfe erhoben wären, so schwer, so ernst, daß er sich um der evangelischen Wahrheit willen verpflichtet fühle, auch vor diesem Forum Rechenschaft abzulegen. Es sei niemand anders als der in evangelischen Kreisen sattsam als struppeliger Hezer und Fälscher bekannte Friedrich Ritter von Lams, der in seinem neuesten Lügenwerk: „Papst und Kurie in ihrer Politik nach dem Weltkrieg“ die ungeheuerliche Behauptung aufgestellt hat, der damalige Reichskanzler Michaelis habe seinerzeit im Frühjahr 1917 das sogenannte päpstliche Friedensangebot vor allem deshalb abgewiesen und zum Scheitern gebracht, weil er dem Papst nicht den Ruhm der Friedensvermittlung gönnte habe. In zwingender Darstellung zeigte Dr. Michaelis die völlige Unwahrheit und Verlogenheit dieser unglaublichen Behauptung an der Hand der offiziellen Feststellungen, die, unter dem Vorsitz des unabhängigen Sozialdemokraten Breitscheid, der zur Untersuchung der Friedensfrage eingesetzte parlamentarische Untersuchungsausschuß gemacht hat, jener Ausschuß, der doch wahrlich damals nicht eingesetzt war, um die kaiserliche Regierung zu entlasten. Nach Prüfung des aus dem Auswärtigen Amt und dem Reichsarchiv vorgelegten Aktenmaterials, so heißt es in dem abschließenden Bericht des Ausschusses, sowie auf Grund von eidlichen Vernehmungen ist der zweite Untersuchungsausschuß in der Untersuchung der päpstlichen Friedensvermittlung des Jahres 1917 zu folgenden Ergebnissen gelangt:

1. Ein Friedensangebot Englands lag im Sommer 1917 nicht vor.

2. Ebenso wenig kann in Anbetracht der vielfachen Schwierigkeiten und der immerhin fraglichen Verständigungsbereitschaft auf feindlicher Seite von einer starken Friedenswahrscheinlichkeit gesprochen werden.

3. Eine ernste, von Seiten der deutschen Regierung gewissenhaft zu prüfende Friedensmöglichkeit war bei Beginn der päpstlichen Friedensaktion vorhanden.

4. Die Ereignisse der Monate Juli und August in Deutschland und Oesterreich haben die an sich nicht sehr starke Friedensgeneigtheit der Westmächte nicht erhöht.

5. Die deutsche Regierung hat in der formellen Behandlung der päpstlichen Friedensaktion Fehler begangen.

6. Auf Grund der vorliegenden Aussagen und Dokumente kann es als wahrscheinlich bezeichnet werden, daß England und Frankreich jedenfalls Ende August 1917 ein Eingehen auf die päpstliche Friedensvermittlung mit Rücksicht auf die gesamte Kriegslage nicht in ihrem Interesse liegend betrachteten.

7. Die Frage, ob die päpstliche Friedensaktion allein durch die Verzögerung der von der Kurie gewünschten deutschen Erklärung über die Freigabe Belgiens vereitelt worden ist, kann auf Grund der vorliegenden Akten und Zeugenaussagen nicht bejaht werden.

Die Veröffentlichung von Materialien und protokollarischen Vernehmungen bleibt vorbehalten.

Aus diesen Feststellungen sei klar zu entnehmen, daß im Sommer 1917 von einer Verständigungsbereitschaft auf feindlicher Seite keine Rede war und daß andererseits „die Ereignisse der Monate Juli und August in Deutschland und Oesterreich-Ungarn,“ d. h. die Verhandlungen über die Friedensresolution und die Indiskretionen des Abgeordneten Erzberger auf dem Katholikentag in Frankfurt am Main, wo Erzberger vor über 200 Zeugen den Geheimbericht des damaligen österreichischen Kanzlers Graf Czernin an seinen Kaiser bekannt gab, die „Friedensgeneigtheit der Westmächte nicht erhöht haben.“ Im Gegenteil müsse die im Interesse des Abgeordneten Erzberger vorsichtige Ausdrucksweise der Feststellung dahin gedeutet werden, daß die Stellungnahme Erzbergers und seiner Hintermänner die Feinde Deutschlands zu verschärftem Kriegswillen veranlaßt habe. Dies folge auch aus der Feststellung zu Nr. 6, daß England und Frankreich jedenfalls Ende August 1917 ein Eingehen auf die päpstliche Friedensvermittlung mit Rücksicht auf die gesamte Kriegslage als nicht in ihrem Interesse liegend betrachteten.“

Wie unbegründet der Vorwurf der Friedens-Sabotage ihm gegenüber sei, erwies Dr. Michaelis endlich, indem er den Schluß seines damals an Hindenburg geschriebenen Briefes zitierte, in dem er forderte, daß um irgend eines militärischen Stützpunktes willen der Krieg auch nicht um einen Tag verlängert werden dürfe.“

D. E. K.

Brazilien hat bekanntlich mit der Errichtung der Republik auch die Trennung von Staat und Kirche eingeführt. Das heißt, der Staat unterstützt keine der Religionsgemeinschaften aus Staatsmitteln, wie er sich auch nicht in ihre inneren Angelegenheiten hinein mischt. Dieses Verhältnis ist in der Verfassung ausdrücklich festgelegt. Trotzdem hat der Staatskongreß 320 Contos de Reis für zwei Bistümer in Paraná bewilligt. Bald darauf wurden weitere 200 Contos zur Errichtung von zwei neuen Bistümern (Joinville und Bagé) der katholischen Kirche zur Verfügung gestellt. So sieht hier also die Trennung von Staat und Kirche aus. 520 Contos sind wahrlich kein Pappenstiel! Mancher Steuergroßchen von Nichtkatholiken ist in dieser Summe enthalten, mit der die katholische Kirche allein beschenkt wird. Es bestand sogar die Absicht, durch Kongreßbeschuß die katholische Kirche wieder zur Staatskirche zu erheben. Aus diesem Grunde sandte die Riograndenser Synode an die Deputiertenkammer in Rio ein Protesttelegramm, das in deutscher Uebersetzung folgenden Wortlaut hat:

Die Riograndenser Synode, welche aus 300 Gemeinden besteht und 130 000 Seelen umfaßt, protestiert gegen jede Aenderung der Bundesverfassung, welche der römisch-katholischen Kirche eine Sonderstellung einräumen könnte unter Beeinträchtigung der Glaubens- und der Gewissensfreiheit, der liberalen Errungenschaft, die tief in das nationale Bewußtsein eingewurzelt ist. P. Dietschi.

Roms Streben nach Macht und Herrschaft ist ja in der ganzen Welt unverkennbar. Ist diesmal ihre Absicht in Brasilien auch nicht in Erfüllung gegangen, so weiß man nicht, was die Zukunft noch bringt. Wir Evangelischen haben allen Grund, auf der Hut zu sein, und unserer Kirche unerbrüchliche Treue zu bewahren.

Süd-Afrika. In der südafrikanischen Union, die sich unter englischer Oberhoheit befindet, nimmt der Rassenkampf zwischen Schwarz und Weiß von Jahr zu Jahr immer ernstere Formen an. Einstweilen ist es wohl noch ein Kampf ohne Feuerwaffen und Blut, aber ines Tages kann es leicht auch dazu kommen. Ein Beispiel dafür haben wir ja jetzt in Marokko. Es ist lehrreich, zu beobachten, mit welcher Aufmerksamkeit die schwarzen Führer die politischen Vorgänge zwischen den weißen Völkern verfolgen und daraus Schlüsse für ihre Zukunft ziehen. Es ist fast unheimlich, welche ein Feuer von verhaltener Leidenschaft und innerer Erregung durch die Reden und Aufsätze solcher politischen Agitatoren hindurchsprüht. Mtswana, ein politischer Führer der Zululaffern schreibt in einem Aufsatz: „Es scheint mir im höchsten Grade wahrscheinlich, daß die europäische Bevölkerung von Südafrika zum größten Teil keine klare Vorstellung davon hat, wie die russische Revolution im Jahre 1917 zustande kam. Wenn sie sich mit den Grundtatsachen gut bekannt gemacht hätte, welche in der Vernichtung der ganzen zaristischen Regierungsform gipfelte, — eines tyrannischen Regierungssystems, das unzweifelhaft die arme russische Landbevölkerung ihres väterlichen Erbes beraubt, dann würde sie gewiß nicht zaudern, ein gerechteres System in der Eingeborenverwaltung vorzuschlagen. Die blutige russische Revolution vom Jahre 1917 wurde hervorgerufen durch Heuchelei und Treulosigkeit auf Seiten der führenden Kreise dieses großen, historischen Reiches. Das Land, welches die Landbevölkerung für ihren Unterhalt brauchte, wurde vom Zar unter seine Lehnbarone geteilt, und die verteilten daselbe wieder an die Gutsherren. Durch das Ausmerzen des Rechtes der Landbevölkerung auf eigenen Boden, von Seiten der unumschränkten Regierung des Zaren, wurden Millionen von russischen Bauern Sklaven der Kapitalisten und Großgrundbesitzer. Da das höchste Ziel eines Bauern, nämlich die Bürgerschaft, eignen Landbesitz zu haben, fehlschlug, setzten die arbeitenden Klassen Rußlands alles aufs Spiel, ihre natürlichen Rechte zurückzuerlangen, rücksichtslos gegen die Mächte, die sich ihnen gegenüberstellten. So wurde die blutigste Revolution, die die Welt je gesehen hat, bis zum Schluß ausgefochten für die „Demokratie“. Wir haben gehört, wie die russischen Bauern das Land plünderten und verwüsteten, wie die Revolutionisten die Grundlage legten für die persönliche Freiheit, gegenüber jenem Pauperismus, d. h. gegen jene Erniedrigung, jene schändliche Unsittlichkeit, jenes schreckliche Ueberhandnehmen von Verbrechen jeglicher Art, das jetzt so bezeichnend ist für den Charakter dieser Nation, die einst das Land der Tugend und des Wohls war. — Man sollte annehmen, daß das Unheil, welches die letzte vornehme Gesellschaft Rußlands erfaßte und wegraffte, den bestehenden Mächten desselben Schlages über die ganze Welt die Augen öffnen sollte. Jedoch finden wir die meisten heutigen Staaten Gesetze dulden, welche den einzelnen Personen Land zu besitzen gestatten, wenn sie es überhaupt tun, in einer der Mehrheit der Bevölkerung nur völlig unzureichenden Weise, obwohl sei den Namen „Britisch Subjekt“ trägt. — Die erbärmlichen Zustände, gegen welche die russische Landbevölkerung während der Regierung des Zaren revoltierte, sind praktisch dieselben, wie die in der Union von Südafrika. Nimm dem schwarzen Mann seine politische Freiheit, nimm ihm sein Vieh, selbst sein Weib und seine Kinder, und er wird dies Unrecht tragen. Aber rühre seinen Grundbesitz an, unterstütze diese Räuberei mit Flugzeugen, Maschinengewehren und dergleichen, und der schwarze Mann wird diesem „blutigen Kriege“ mit seinem primitiven Speer, Bogen und Pfeil begegnen. Ohne Landbesitz, auf den man sich zurückziehen könnte, wenn alle Arbeitszweige völlig beschränkt sind, was sollen da die Eingeborenen mit sich anfangen? Die Haltung, welche die Regierung in der Verwendung von Weibensarbeit an Stelle der Eingeborenen- und Farbigenarbeit in allen Industriezweigen einnimmt, ist eine Sache von großer Bedeutung. Sie wird früher oder später eine sichere Grundlage der Armut und immerwährenden Erniedrigung bilden. Die selbstsüchtige Haltung der weißen Arbeiter gegen die eingeborenen Arbeiter steht in auffallendem Gegensatz zu dem, was ich eben berührt habe. Jegliche Anstrengung wird gemacht, die farbigen Arbeiter auf Arbeitsgebiete zu beschränken, die keines gelernten Arbeiters bedürfen, und jeder Vorschlag, den Eingeborenen Freiheit zuzugestehen, sich zu gleichem Verdienst der weißen Arbeiter zu erheben, wird mit Streikdrohung beantwortet. Um aufrichtig zu sein, die Stellung, die die weiße Arbeitermasse in Südafrika gegen die Eingeborenarbeit einnimmt, bildet heute das schwerste Rassenärgernis, das jemals

in den Blättern der Geschichte Südafrikas zu verzeichnen war. Ich mache mir hiermit an, zu versichern, daß der Tag des Kampfes zwischen dem weißen Kapital und der schwarzen Arbeiterschaft beinahe vorüber ist, aber daß ein schwärzerer Tag vor uns steht, — ein schrecklicher Tag zwischen der weißen Arbeiterschaft und der engeborenen in Südafrika.“ So weit Mwana. Er ist noch einer der Besonnensten der schwarzen Arbeiterführer. Ein kürzlich gefundenes Geheimdokument mit dem Titel: „Die Schwarzen über die Weißen, der unterirdische Funkspruch“, wendet sich zuerst gegen die Franzosen, Belgier und Engländer als die Ausbeuter der schwarzen Rasse und schließt dann mit den Worten: „Der Tag der Neger bricht an... Laßt und schweigen und arbeiten.“ Schwarze Weltkrieger predigen ihren Landsleuten vor: „Schickt nur eure Kinder zur Schule; denn wenn ihr die Weißen überwinden wollt, müßt ihr lernen wie es die Weißen machen, und müht euch zum Kampf gegen sie die Waffen von ihnen holen!“ Ganz schlimm ist das Treiben der Lügenpropheten, die ihre politischen Hegeleien mit religiösen Gedanken vermengen, um so die Masse zu fanatisieren. „Afrika den Schwarzen! Gott segne Afrika! Hinaus mit den Weißen! Hier sitzt der Bur, dort der Engländer, hier der Nder, dort ein Deutscher. Wo bleibt Raum für den Schwarzen? Heraus aus Aegypten, verlaßt die Knechtschaft Pharaos, her zu uns! Afrika den Afrikanern!“ So schreien diese Hehkapostel. Wehe, wenn einmal der Tag der Neger kommt!

Gesundheitspflege.

In Deutschland, am Fuße der Vogesen, liegt Vörsbach auf Sandsteinboden. Kalk findet sich nirgends in der Nähe. Die Kinder leiden dort in der Regel an der englischen Krankheit (Rachitis), haben krumme Beine und können oft mit 4 Jahren noch nicht laufen. Die Mütter leiden an Knochenerweichung, wenn sie in anderen Umständen sind, denn der Blutkreislauf nimmt aus den eigenen Knochen der Mutter den Kalk fort zur Bildung der Knochen des Kindes, weil die Nahrung nicht genügend Kalksalze dazu enthält. Und Mutter und Kind bleiben elend und krank dabei.

Nur eine Stunde von Vörsbach entfernt liegen die Dörfer Gaubwingen und Tetingen, umgeben von Kalkbergen. Die Einwohner sind große, kräftige und gesunde Gestalten. Der Kalksalzmangel in Vörsbach erzeugt Schwächezustände, Siechtum und frühes Sterben. Der große Kalksalzgehalt des Trinkwassers und der Nahrung in Gaubwingen und Tetingen bildet gesunde und kräftige Menschen, weil Kalksalze die Lebensfähigkeit und Widerstandsfähigkeit aller Organe erhöhen.

Eine derartige „unverschämte“ Gesundheit kann eben nur der besitzen, dessen Kreislauf mit den verschiedenen Blutsalzen angereichert ist, vor allem mit Kalksalzen.

Es ist das große Verdienst der beiden bedeutenden Gelehrten Dr. Rudolf Emmerich und Dr. Oscar Boew, auf diese Tatsachen hingewiesen zu haben, und das tägliche Einnehmen von Kalksalzen zu empfehlen in Gegenden mit kalkarmen Boden. Leider sind auch die meisten Territorien Brasiliens durchaus kalkarm und der dauernde Gemüß von Kalksalzen ist deshalb eine Notwendigkeit.

Renascim ist dies Kalkpräparat. Es ist das erste und einzige alkalische Nährsalz mit hohem Kalkgehalt, frei von jeder Säure, das in Brasilien im Handel erschienen ist.

Dieses für die Gesundheit und Lebenserhaltung so wichtige und notwendige Nährsalz darf in keiner Familie fehlen und soll von Jung und Alt täglich genommen werden. In jeder Apotheke und in den Geschäften im Innern ist es zu haben.

Kirchennachrichten.

Vereinigte Evangelische Gemeinde Badensfurt.

Sonntag, 17. Jan., Gottesd. in Fortaleza.

Sonntag, 24. Jan., Gottesd. in Badensfurt.

Sonntag, 31. Jan., Gottesd. und heil. Abendm. in Alto Rio do Testo.

Die Gottesdienste beginnen um 9 Uhr vormittags.

Pfarrer Enders.

Evangelische Gemeinde Blumenau.

Sonntag, 17. Jan., 9 Uhr vorm., Gottesd. in Belha-Tiefe.

Sonntag, 24. Jan., 9 Uhr vorm., Gottesd. in Blumenau.

Sonntag, 31. Jan., 9 Uhr vorm., Gottesd. in Gaspar.

Sonntag, 7. Febr., 9 Uhr vorm., Gottesd. in Blumenau.

Sonntag, 14. Febr., 9 Uhr vorm., Gottesd. in Garcia; 2 Uhr nachm., Gottesd. in Rußland.

Sonntag, 21. Febr., 9 Uhr vorm., Gottesd. und heil. Abendmahl in Blumenau.

Sonntag, 28. Febr., 9 Uhr vorm., Gottesd. in Gaspar.

Konfirmandenunterricht an jedem Dienstag und Freitag von 7½ bis 9 Uhr morgens.

Kindergottesdienst in Blumenau an jedem Sonntag um 8 Uhr morgens.

Pfarrer Lic. Schröder.

Evangelische Gemeinde Brusque.

Sonntag, 31. Jan., Gottesd. in Brusque. Prüfung und Aufnahme der Konfirmanden.

Sonntag, 7. Febr., Gottesd. in Brusque.

Die Kindergottesdienste werden in der Rundschau angezeigt werden.

Pfarrer Ratsch.

Evangelische Gemeinde Hammonia.

Sonntag, 17. Jan., 9 Uhr vorm., Gottesd. und heil. Abendmahl in Neu-Stettin; 3½ Uhr nachm., Gottesd. u. heil. Abendmahl in Taquaras.

Pastor Grimm.

Evangelische Gemeinde Itajahy.

Sonntag, 13. Febr., ½9 Uhr abends, Abendandacht.

Sonntag, 14. Febr., ½9 Uhr vorm., Gottesd.

Pfarrer Ratsch.

Vereinigte Evang. Kirchengemeinde Itoupava.

Sonntag, 17. Jan., Gottesd. in Itoupava.

Sonntag, 24. Jan., Gottesd. in Itoupava-Rega.

Sonntag, 31. Jan., Gottesd. in 13. Mai.

Sonntag, 7. Febr., Konfirmation und heil. Abendmahl Seraphim.

Sonntag, 14. Febr., Konfirmation und heil. Abendmahl u. Fidelis.

Sonntag, 21. Febr., Gottesd. in Itoupava.

Sonntag, 28. Febr., Gottesd. in Itoupava-Rega.

Die Gottesdienste beginnen um 9½ Uhr vorm.

Pfarrer Orlas.

Evangelische Gemeinde Pommerode.

Sonntag, 17. Jan., Gottesd. in Rio Serro.

Sonntag, 24. Jan., Gottesd. in Testo Central.

Sonntag, 31. Jan., Gottesd. in Pommerode.

Sonntag, 7. Febr., Gottesd. in Obere Rega.

Sonntag, 14. Febr., Gottesd. in Rio Serro.

Sonntag, 21. Febr., Gottesd. in Testo Central.

Sonntag, 28. Febr., Gottesd. in Pommerode.

Die Gottesdienste beginnen um 9 Uhr vormittags.

Pfarrer Langbein.

Evangelische Gemeinde Santa Thereza.

Sonntag, 31. Jan., Gottesd. und Kindergottesd. in Santa Thereza.

Sonntag, 13. Febr., Gottesd. u. Kindergottesd. in Bargeddo.

Sonntag, 14. Febr., Gottesd. u. Kindergottesd. in S. João.

Montag, 15. Febr., Gottesd. u. Kindergottesd. in Rio Novo.

Sonntag, 21. Febr., Gottesd. u. Kindergottesd. in Bom Retiro.

Sonntag, 28. Febr., Gottesd. und Kindergottesd. in Santa Thereza.

Sonntag, 7. März, Konfirmandenprüfung, Konfirmation und heil. Abendm. in Rio Caete.

Montag, 8. März, Gottesd. und Kindergottesd. in Rio Cachade.

Sonntag, 13. März, Gottesd., Kindergottesd. und heil. Abendm. in Poço Traxira.

Sonntag, 14. März, Gottesd., Kindergottesd. und heil. Abendm. in Serro Negro.

Montag, 15. März, Gottesd., Kinder Gottesd. und heiliges Abendm. in Rio Batalha.

Die Gottesdienste beginnen um 1/2 10 Uhr.

Pfarrer Richter.

Evangelische Gemeinde Limbó.

Mittwoch, 13. Jan., 8 Uhr vorm., Mitgliederversammlung in Limbó.

Sonntag 17. Jan., Gottesd. in Limbó; danach Kinder Gottesd.

Mittwoch, 20. Jan., Generalversammlung der Delegierten der Pfarrgemeinde in der Kirche zu Limbó, 8 Uhr vorm.

Sonntag, 24. Jan., Gottesd. in Benedicto-Novo.

Mittwoch, 28. Jan., 8 Uhr abends, Gottesd. in Limbó.

Sonntag, 31. Jan., Gottesd. in Cedro Alto.

Sonntag, 7. Febr., Gottesd. in Freiheitsbad.

Die Gottesdienste beginnen um 9 Uhr vormittags.

Pfarrer Hohlfeld.

Verantwortlicher Schriftleiter P. Fr. Oßas, Itoupava.

Institut für Naturheilpflege,

S. Bento, Staat Sta. Catharina.

Inhaber: Francisco Hendriks.

Behandlung aller Krankheiten (außer ansteckenden und Operationen.) Spezial. Verabreichung von Spezialbädern für Rheumatismus, Gicht und Ischias, sowie natürlich-medizinischen Bädern für alle Krankheiten. Ferner elektrische Lichtbäder, elektrische Vibrations-Massage und Duschen.

Beste Kurerfolge! Viele Dank- und Anerkennungsschreiben! Für Erholungsbedürftige und Sommergäste werden Zimmer auf Bestellung frei gehalten. Schriftliche Anfragen sowie mündliche Besprechung an obige Adresse erbeten. S. Bento.

Jeder ist seines Glückes Schmied!

Haben Sie schon einmal über die Wahrheit dieses Sprichwortes nachgedacht?

Dann wissen Sie auch, daß nur persönliche Tätigkeit vorwärts bringt und Achtung verschafft.

Körperliche wie geistige Tätigkeit ist aber nur möglich bei vollkommener Gesundheit.

Befitzen Sie diese?

Wenn nicht, warum nehmen Sie nicht Rénascim?

Aus welchem Grunde haben Sie es nicht schon längst für ihre Familie gekauft?

Jeder Aufschub ist ein Schaden für Sie und die Ihren.

Verlangen Sie es in den Apotheken u. Geschäften.

Generalagenten für Brasilien

Hartmuth & Cia., Blumenau,

Santa Catharina.

Gute Bucht- und Milchkuh

(raffig, 5 Monate tragend), gebr. braf. Sattel, Flügelhorn (B-Stimmung) verkauft

P. Oßas, Itoupava.

Deutsche

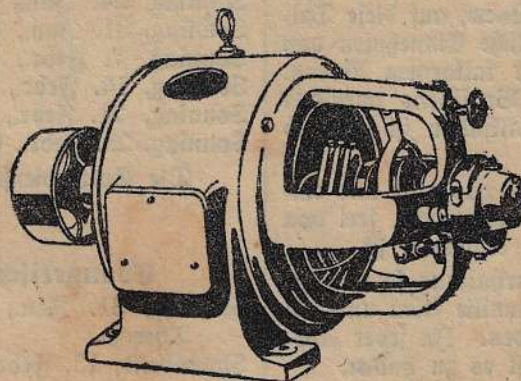
Gußstahl-Kirchen-Glocken

klangschön u. tonstark, unverletzlich durch Feuer u. Absturz

Elektro-Motoren

und

Dynamos



Beleuchtungs-

und

Kleinmaterial

liefern

Bromberg & Cia., São Paulo,

Rua da Quitanda 10 — Caixa Postal 756.